

Michael Esfeld **Philosophie als Beruf – und als Leidenschaft**

Die Universitätslaufbahn

(in Helge Klausener (Hg.): *Berufe für Philosophen*,
Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2004, S. 31–41)

Vom Studium zur Professur

Mit 35 Jahren die dritte unbefristete Universitätsstelle in Philosophie angeboten zu bekommen, davon die zweite Professur – eine solche Karriere kann man nicht planen. Glückliche Umstände gehören dazu beispielsweise, dass Stellen, die gut auf das eigene Profil passen, zum richtigen Zeitpunkt ausgeschrieben werden. Dennoch gibt es Kriterien, anhand derer man seine Eignung für eine solche Laufbahn einschätzen kann. Ich würde jedem Studierenden, der Philosophie mit Leidenschaft betreibt, sein Talent in hervorragenden Leistungen unter Beweis stellt und Freude am Lehren hat, raten, diesen Berufsweg einzuschlagen. Man darf sich von den Statistiken nicht irreführen lassen: Es gibt zwar deutlich mehr Personen, die über eine Promotion und Habilitation verfügen, als freiwerdende Professuren. Aber wenn man in einer Berufungskommission die Bewerbungen durchsieht, reduziert sich die Zahl der ernsthaft in Frage kommenden Kandidaten schnell erheblich. Wer die erforderlichen Leistungen erbringt, hat gute Aussichten, seinen Weg in der akademischen Philosophie zu finden – sollte sich aber auch immer wieder kritisch prüfen, wie gut die eigenen Leistungen wirklich sind.

Meine einzige Begegnung mit der Agentur für Arbeit war ein Gespräch zur Berufsorientierung kurz vor dem Abitur. Ich wollte Geschichte, Philosophie und eventuell Romanistik studieren. Für Geschichte und Politik hatte [32] ich mich in den letzten Schuljahren interessiert. Auf diesem Weg bin ich zur Philosophie gekommen. Mir war damals noch nicht so recht klar, worum es sich dabei handelt, außer dass es um Grundfragen der menschlichen Existenz und der Welt geht. Der Berufsberater sagte mir, ich sollte an eine alte süddeutsche Universität gehen; das wären die besten in Deutschland. Daraufhin habe ich mir verschiedene Orte angesehen und mich im Herbst 1986 in Freiburg im Breisgau eingeschrieben. Die Stadt gefiel mir, und es gab ehemalige Schüler meines Gymnasiums, die dort studierten. Ein sachliches Kriterium, die Aussage des Berufsberaters zu überprüfen und eine gute Universität auszuwählen, hatte ich nicht.

In den letzten zwei Jahren des Gymnasiums gab es einen Philosophie-Wahlkurs. Wir haben zuletzt Texte zur neuzeitlichen Erkenntnistheorie ab Descartes gelesen und sind bis dahin gekommen, mit Kant anzufangen. An dieser Stelle habe ich in Freiburg weiter gemacht. Einen Studienplan gab es nicht. Abgesehen von einer minimalen Anzahl an Seminarscheinen, die man erwerben musste, war die einzige inhaltliche Vorschrift, einen Kurs zur Einführung in die Logik zu belegen. Also dachte ich mir, dass es wohl das Beste sei, dort anzuknüpfen, wo ich in der Schule aufgehört hatte, und besuchte die angebotenen Veranstaltungen zu Kant und der Philosophie des deutschen Idealismus. Von dort aus habe ich dann meine Kenntnisse nach hinten und vorne ausgebaut, so weit das in Freiburg ging – in Lehrveranstaltungen zur antiken Philosophie und, natürlich, zu den Freiburger Größen Husserl und Heidegger.

Ich merkte bald, dass ich mit dieser Art des Studiums nicht weit kommen würde: Ich lernte zwar viele Details kennen, aber es fehlte der größere Zusammenhang. Überblicksvorlesungen über ganze Epochen der Philosophiegeschichte und Einführungsvorlesungen in bestimmte Themenbereiche gab es kaum. Ich habe mir dieses Wissen dann selbst erarbeitet. Hier liegt eine Chance der jetzigen Studienreform: Selbstverständlich gibt es auch in der Philosophie ein Basiswissen über die Ideengeschichte und über die wesentlichen Bereiche und Positionen des heutigen Philosophierens. Dieses Basiswissen bildet die Voraussetzung dafür, in ein bestimmtes Thema detailliert einsteigen zu können. Ob ein philosophischer Fachbereich ein gut strukturiertes Bachelor-Programm mit Überblicksvorlesungen anbietet, kann Studienanfängern als wichtiges Auswahlkriterium für den Studienort dienen.

[33] Im ersten Studienjahr reifte der Entschluss, mich auf Philosophie zu konzentrieren, und ich begann damit, mir Gedanken über eine Universitätslaufbahn zu machen. Die Grundlagenfragen, um die es in der Philosophie geht, hatten meine anderen wissenschaftlichen Interessen in den Hintergrund gedrängt. Ich verlegte den Schwerpunkt von Geschichte zu Philosophie als Hauptfach und setzte mein Studium in Freiburg fort, unterbrochen durch zwei Semester in Lausanne, wo ich mein Schulfranzösisch verbesserte und Alt-Griechisch lernte, um Platon und Aristoteles im Original lesen zu können. Zur Promotion wechselte ich Anfang 1992 nach Münster – diesmal eine sachlich begründete Wahl. Den Betreuer meiner Doktorarbeit, Peter Rohs, hatte ich auf einem Kongress kennen gelernt. Obwohl ich in vieler Hinsicht anderer Meinung bin als er (heute noch mehr als damals), habe ich bei Rohs ein undogmatisches, immer an der Sache orientiertes Argumentieren schätzen gelernt, das es versteht, die Tradition der neuzeitlichen Philosophiegeschichte mit einer Auseinandersetzung mit den wesentlichen Positionen der Gegenwartsphilosophie zu verbinden.

Die Doktorarbeit drehte sich um den Zusammenhang von mechanistischer Naturphilosophie und neuzeitlicher Subjektivität bei Thomas Hobbes. Diese Fragestellung hat mich ungefähr seit meinem dritten Studienjahr beschäftigt und bildet immer noch den roten Faden meiner Arbeit: Wie passt das Verständnis, das wir von uns selbst als denkende und handelnde Wesen haben, zusammen mit dem, was wir dank der Naturwissenschaften über die Welt wissen? Ich merkte bald, dass ich, um diese Fragestellung sinnvoll verfolgen zu können, mir Kenntnisse in den Naturwissenschaften aneignen musste und bemühte mich darum zusammen mit Freunden während der Doktorarbeit. Generell scheint es mir wichtig zu versuchen, sich in kleinen Diskussionsgruppen zusammenzutun, da das eigene Nachdenken sehr vom informellen Gedankenaustausch mit anderen profitieren kann.

Wesentliche Anregungen erhielt ich durch Sommerakademien der Studienstiftung des deutschen Volkes mit interdisziplinären Arbeitsgruppen zu Philosophie und Naturwissenschaften – vor allem auf einer Akademie der Schweizerischen Studienstiftung zum Thema Holismus im Jahre 1993. Diese Veranstaltung war der entscheidende Anstoß für mein Habilitationsprojekt: Ich wollte herausfinden, was es mit der Behauptung auf sich hat, dass durch die Physik des 20. Jahrhunderts sich das mechanistische [34] Naturverständnis entscheidend wandelt und welche Bedeutung dieser Wandel für unser Selbstverständnis hat. Das Stichwort „Holismus“ lieferte dazu den Angelpunkt: Einerseits wird behauptet, dass die grundlegende Ebene der Natur gemäß der Quantenphysik holistisch verfasst ist, andererseits

scheint ein Holismus auch für intentionale Zustände – die Gedanken und Absichten einer Person – und soziale Systeme zu gelten.

Um diesem Projekt nachgehen zu können, musste ich mir professionelle Kenntnisse über die begrifflichen Grundlagen der Quantentheorie verschaffen. Hans Primas war Querdenker genug, mich von Herbst 1994 bis Herbst 1996 in seiner Arbeitsgruppe zur Quantenphysik an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich willkommen zu heißen. Wir vereinbarten, dass ich Seminare in Wissenschaftsphilosophie gab und mir dabei von ihm und seinen Mitarbeitern Physikkenntnisse aneignen konnte. Von Zürich war der Weg nicht weit nach Konstanz, dem besten Ort für Wissenschaftsphilosophie im deutschsprachigen Raum, wo Gereon Wolters und Wolfgang Spohn mich aufnahmen und ich im Wintersemester 1999/2000 habilitierte. Einen guten Teil der Habilitationsschrift habe ich während Auslandsaufenthalten in Cambridge, Canberra und Pittsburgh ausgearbeitet und mir dabei angewöhnt, auf Englisch zu schreiben, vorzutragen und zu veröffentlichen. Englisch hat heute die Funktion, die Latein einst hatte – ohne Englisch mündlich und schriftlich zu beherrschen, kann man an der philosophischen Diskussion, die ja unabhängig von Sprach- und Landesgrenzen stattfindet, nicht teilnehmen.

In dieser Hinsicht ist mein Weg dem von vielen in meiner Altersgruppe ähnlich: ein an der Tradition orientiertes Studium, eine Doktorarbeit, die eine systematische Fragestellung an einem historischen Autor erprobt und dann eine Habilitation, die sich mit einem Thema der Gegenwartsphilosophie beschäftigt und den systematisch-argumentativen Stil der analytischen Philosophie übernimmt. Für mich wie für viele meiner Generation, die sich in die internationale Diskussion eingearbeitet haben, ist klar, dass die analytische Philosophie, wie sie heute betrieben wird, nicht mit der Tradition der Philosophie bricht. Sogar die Metaphysik ist in den letzten dreißig Jahren wieder in das Zentrum der Philosophie gerückt. Die analytische Philosophie ist heute einfach Philosophie: ein an den Sachproblemen orientiertes, systematisches, argumentatives Denken, in dem eine Vielzahl sehr verschiedener Positionen vertreten wird – kurz, das, was [35] Philosophie immer war. (Man rufe sich nur in Erinnerung, wie Kant sich herablassend über diejenigen seiner Zeitgenossen äußert, welche die Auslegung von Texten aus der Philosophiegeschichte mit der Philosophie selbst verwechselten).

Um eine Doktorarbeit zu finanzieren, gibt es in Deutschland eine Reihe von Möglichkeiten für Stipendien (vor allem die Studienstiftung des deutschen Volkes, diverse Programme zur Graduiertenförderung sowie politische und kirchliche Stiftungen). Mit einem guten Studienabschluss und einem durchdachten Dissertationsprojekt erhält man in der Regel ein Stipendium für zwei bis drei Jahre. Wenn die Doktorarbeit gut ist, war es bisher keine große Schwierigkeit, zu einer Habilitation zu gelangen – entweder durch eine Assistentenstelle, oder, wie in meinem Falle, durch Drittmittel (vor allem der Deutschen Forschungsgemeinschaft). Die eigentliche Bewährung findet erst nach der Habilitation statt: bei den Bewerbungen um die Professuren. Durch die Hochschulreform soll sich das ändern: Die Auswahl soll bereits nach der Promotion erfolgen, vor allem über die Juniorprofessuren – meines Erachtens zu Recht; denn eine berufliche Umorientierung nach der Qualifikation und in dem Alter, das mit der Habilitation erreicht ist, ist schwierig. Da es dauern kann, bis man nach der Habilitation eine Professur erhält, habe ich mich seit Abgabe der Habilitationsschrift in England beworben. Anfang 2000 wurde mir eine Stelle als Lecturer an der Universität Hertfordshire im Norden von London angeboten. Das ist eine akademische

Einstiegsstelle, die den Aufstieg innerhalb des Instituts ermöglicht – aber es war eine unbefristete Stelle. Ich konnte mir sicher sein, meinen Lebensunterhalt mit der akademischen Philosophie zu verdienen (auch wenn ein Lecturer-Gehalt im Großraum London keine großen Sprünge erlaubt).

Die englische Lehrerfahrung war hilfreich. Der Teamgeist in den dortigen Instituten ist viel ausgeprägter als in Deutschland. Dafür gibt es mindestens zwei strukturelle Gründe: Zum einen gibt es einen Studienplan, der eine Ausbildung mit aufeinander aufbauenden Kursen bietet und daher die Zusammenarbeit der Lehrenden erfordert; zum anderen werden die Institute regelmäßig evaluiert – wobei es sowohl eine Evaluation der Forschungsleistungen gibt (Kriterium: Qualität der Veröffentlichungen der Lehrenden) als auch eine der Lehre. Die Evaluation betrifft alle Institute des Landes. Sie ist aussagekräftig, weil sie vergleichend ist: Je mehr Sterne ein Institut erhält, desto bessere Studierende zieht es an und desto [36] mehr Forschungsmittel bekommt es. Da die Bewertung jeweils ein ganzes Institut betrifft, fördert sie die Zusammenarbeit.

Hertfordshire habe ich bereits nach einem halben Jahr wieder verlassen, weil ich ein Heisenberg-Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft bekam. Dieses Stipendium gilt als Sprungbrett für eine Universitätskarriere in Deutschland: Die Berufbarkeit ist ein wesentliches Kriterium bei der Auswahl, und viele, denen dieses Stipendium zugesprochen wird, erhalten während seiner Laufzeit eine Professur. Ich wurde im Sommer 2001 auf eine außerordentliche Professur (C3) für Erkenntnistheorie, Wissenschaftstheorie und Logik an der Universität zu Köln berufen, und zum Herbst 2002 folgte dann der Ruf auf den Lehrstuhl für Erkenntnistheorie und Philosophie der Wissenschaften an der Universität Lausanne (und seitdem bewerbe ich mich nicht mehr).

Anforderungen für die Hochschulkarriere

Welche Qualitäten sollte man mitbringen, wenn man eine solche Laufbahn einschlägt? Vier, und zwar in dieser Reihenfolge:

- Begeisterung für die Sache der Philosophie
- fachliche Spitzenleistungen
- pädagogisches und kommunikatives Interesse und Talent
- organisatorische Kompetenz

Philosophie-Professor ist kein normaler Beruf. Es wäre irrational, diesen Berufsweg aus einem anderen Interesse anzustreben denn der Begeisterung für die Sache der Philosophie. (Dieses – und alles, was auf den nächsten Seiten folgt – gilt meines Erachtens für alle Wissenschaften.) Mit der gleichen Intelligenz und dem gleichen Arbeitseinsatz kann man außerhalb der Hochschule mehr Geld verdienen und mehr gesellschaftliche Anerkennung erreichen. Wenn man sich für die Philosophie begeistert, dann ist die Hochschullaufbahn aber der natürliche Berufsweg, weil er die einzige Möglichkeit ist, die Arbeit an der Sache der Philosophie zusammen mit ihrer Weitergabe professionell zu betreiben. Man darf allerdings nicht ortsgebunden sein: Wohin man einen Ruf erhält, ist nicht vorhersehbar, und man sollte sich nie auf eine einzige Stelle fixieren.

Der Beruf des Philosophie-Professors bietet viel Freiheit: Man muss nicht von 8 bis 17 Uhr in einem Büro arbeiten. Man kann sich weitgehend [37] seine Arbeitszeit selbst einteilen und den Arbeitsort – Büro, zu Hause oder sonst wo – selbst wählen.

Die Kehrseite dieser Freiheit ist, dass der Beruf des Philosophie-Professors kein Job mit einer 40-Stunden Woche und fünf Wochen Urlaub im Jahr ist. Um die erforderlichen Leistungen zu erbringen, muss man deutlich mehr als der Durchschnitts-Arbeitnehmer investieren. Ich habe ab dem Hauptstudium im Schnitt an die sechzig Stunden pro Woche gearbeitet. Daran wird sich auch nichts ändern: Um im Hochschulbetrieb zu Forschung zu kommen, muss man eine solche Arbeitszeit einsetzen – und die eigene Forschung ist ja die Quelle, aus der sich das speist, was man an seine Studierenden weitergeben möchte. Ich habe dieses Arbeitspensum nur selten als einen unangenehmen Stress empfunden. Allerdings muss man darauf achten, dass man sich auch genügend Raum freihält für ein Leben neben der Philosophie und der Hochschule.

Philosophie beschäftigt sich mit den Grundfragen der Welt und der menschlichen Existenz – aber das tun auch andere, zum Beispiel Religion oder auch Kunst. Philosophie zeichnet sich dadurch aus, dass in ihr nur Argumente zählen. Es gibt keine Autoritäten in der Philosophie. Professionalität heißt in der Philosophie, die eigenen Fragestellungen zu präzisieren, Argumente zu formulieren und diese kritisch zu prüfen – und sich dabei mit den Argumenten anderer auseinander zu setzen, um auf der Höhe der Kunst zu sein und zu bleiben. Philosophie, die dem Anspruch der Sache gerecht wird, ist nicht etwas, das man für sich allein in der Studierstube betreiben kann, um es dann irgendwann der Mitwelt zu verkünden, sondern ein soziales, diskursives Unternehmen.

Es kommt in der Philosophie nicht darauf an, welche Position man einnimmt – ob man beispielsweise Naturalist oder Dualist, Realist oder Relativist, Empirist oder Rationalist ist. Natürlich lebt das Engagement, mit dem man auftritt, von dem, was man vertritt. Was zählt, sind aber allein die Argumente, die man für eine Position vorbringt. Für was man argumentiert, ist selbstverständlich durch das beeinflusst, was man im Elternhaus, in der Schule, im Studium aufgenommen hat. Diese Voreingenommenheit lässt sich nicht vermeiden: Man kann nicht bei null anfangen. Der beste Beweis dafür ist die Analyse der versteckten Voraussetzungen in denjenigen philosophischen Theoriegebilden, die den Anspruch erheben, von einem voraussetzungslosen Anfangspunkt aus aufgebaut zu sein. Aber gerade deshalb sollte man die Gründe, die man für eine bestimmte Position hat, immer wieder prüfen. Das, was ich inhaltlich vertrete, hat sich [38] seit meinem Studienbeginn bis heute ziemlich gewandelt und wird sich sicher weiter ändern. Über diese geistige Entwicklung bin ich froh.

Professionalisierung des Philosophierens bedeutet auch Spezialisierung. Man kann nicht auf allen Gebieten der Philosophie produktiv sein. Selbst innerhalb einzelner Gebiete ist die Diskussion inzwischen so verfeinert, dass eine einzelne Person oft kaum noch etwas zu dem Gebiet insgesamt beitragen kann. Andererseits ist Philosophie unteilbar. Die Position, die man zu einem Thema einnimmt, hat Konsequenzen für eine ganze Reihe weiterer Themen. Ein aktuelles Beispiel: Es gibt gute Argumente dafür, dass Bewusstseinszustände – wie zum Beispiel Freude oder Schmerzen – eine Erlebnisqualität haben, die diesen Zuständen als solchen selbst zukommt und die unabhängig von ihren Beziehungen zu anderen Zuständen ist. Es fühlt sich auf eine bestimmte Weise an, Freude oder Schmerzen zu haben. Wenn diese Argumente stimmen, wie können dann aber Bewusstseinszustände kraft ihrer Erlebnisqualität Auswirkungen auf unser Verhalten haben? Müssen sie dazu nicht in einer körperlichen Funktion bestehen? So sind Argumente über Kausalität relevant für die Einschätzung von Argumenten in bezug auf die Erlebnisqualität von

Bewusstseinszuständen – und damit wird die Philosophie des Bewusstseins untrennbar von der Philosophie der Wissenschaften.

Wie soll man mit der Notwendigkeit zur Spezialisierung, um nicht Dilettant zu sein, umgehen, angesichts dessen, dass man breite Kenntnisse braucht, um Argumente in einem Spezialgebiet überhaupt angemessen bewerten zu können? Dies geht nur mit einer breiten Fragestellung und Motivation – wie zum Beispiel der Frage nach dem Zusammenhang von Körper und Geist – und einem gründlichen Überblick über das gesamte betreffende Gebiet. Aus diesem Fundus greift man sich dann ein spezifisches Thema heraus und versucht, dieses so zu bearbeiten, dass man auch die Argumente, die links und rechts liegen, berücksichtigt. Man sollte sich nicht an Modethemen orientieren: Die Moden gehen schnell vorbei, und die Profile von Professuren werden nach Sachgebieten und nicht nach Moden zugeschnitten. Man sollte die Themen verfolgen, die einen faszinieren. So wird man seine besten Leistungen erbringen.

Dazu muss man eine schnelle Auffassungsgabe entwickeln: Man muss lernen, aus großen Mengen an Literatur in Kürze das Wesentliche aufzunehmen. Ferner muss man sich zutrauen, trotz der vielen Literatur einen eigenen Ansatz zu verfolgen. Die Aufgabe, die man sich stellt, sollte [39] so sein, dass sie sich in einem vernünftigen Zeitrahmen bewerkstelligen lässt: Doktorarbeit und Habilitationsschrift sind kein Lebenswerk, sondern akademische Qualifikationsschriften, die man in dem vorgesehenen Zeitfenster von gut drei bzw. fünf Jahren abschließen sollte (sofern nicht weitere Arbeitsverpflichtungen während dieser Zeit hinzukommen). Ein Vorteil des bisherigen deutschen Systems mit Promotion und Habilitation ist, einer Über-Spezialisierung entgegenzuwirken: Für die Habilitation wird in der Regel gefordert, über ein anderes Thema als in der Dissertation zu arbeiten. Auch wenn die Habilitation an Stellenwert verliert, sollte man diese Regel beibehalten und die Postdoktorandenzeit nutzen, um sich in ein neues Thema einzuarbeiten.

Begeisterung für die Sache der Philosophie erzeugt nicht automatisch fachliche Spitzenleistungen, wie man sie für eine Hochschul-Karriere braucht. Man sollte nicht nur den Inhalt seiner Argumente immer wieder kritisch prüfen, sondern sich auch fragen, wie die Qualität der eigenen Arbeit im Vergleich zu anderen dasteht. Dafür ist die Horizonterweiterung wichtig, die man durch einen Wechsel der Universität und insbesondere einen Auslandsaufenthalt gewinnt. Sehr gute Seminarscheine, sogar eine sehr gut benotete Abschlussarbeit und Dissertation sind nur bedingt eine zuverlässige Orientierung, da gute Noten in den geisteswissenschaftlichen Fächern in Deutschland häufig recht großzügig vergeben werden. Selbst mit hervorragenden Noten ist es – angesichts des Risikos, mit dem der Weg in die akademische Laufbahn verbunden ist – bestimmt kein Fehler, sich andere Möglichkeiten offen zu halten: Wenn es von der Fächerkombination her geht, sollte man auf jeden Fall das Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien ablegen. Es ist bedauerlich, dass man in Deutschland nicht, wie beispielsweise in der Schweiz, nach Promotion, Assistenten- oder Postdoktorandenzeit ohne weiteres am Gymnasium unterrichten kann.

Es gibt ein gutes Kriterium zur Einschätzung der eigenen Leistungen, das in der Phase, in der man sich entscheiden sollte, der Endphase der Dissertation und der Postdoktorandenzeit, greift: sich der internationalen Konkurrenz stellen und Teile seiner Arbeit als Vorträge für internationale Fachtagungen und als Aufsätze für Fachzeitschriften einreichen. Eine gute Zeitschrift lässt die eingereichten Beiträge anonym durch mindestens zwei Experten unabhängig voneinander begutachten. Die

Rückmeldungen zeigen, wo man steht – wobei einzelne Rückmeldungen natürlich auch einen zufälligen Charakter haben; mehrere zusammen geben aber einen guten [40] Anhaltspunkt für die Selbsteinschätzung. Wenn eine Fachzeitschrift nur dreißig, zwanzig, zehn oder gar nur fünf Prozent der eingereichten Beiträge annehmen kann und ihre Stellung in der Fachwelt halten möchte, muss sie eine strikte, an der argumentativen Qualität orientierte Auswahl treffen. Ich habe dieses Kriterium in der Habilitationsphase beherzigt – auf das Anraten eines Freundes, jeweils aus dem Material, aus dem ein Kapitel der Habilitationsschrift werden sollte, zunächst einen Artikel zu machen. Ein wichtiger Schritt kam für mich im Herbst 1997, als mein Vorschlag für eine Konzeption von Holismus, auf dem dann die Habilitationsschrift aufbaute, vom Mind-Journal angenommen wurde. Das bestärkte mich in der Einschätzung, dass ich die Leistungen für eine Professur in Philosophie erbringen kann und meine Beiträge das Niveau der internationalen Fachdiskussion erreichen können.

Zum Beruf des Philosophie-Professors gehört auch ein pädagogisches und kommunikatives Interesse und Talent. Die Gesellschaft bezahlt Philosophen ja nicht für ihr Denken als solches, sondern dafür, dass sie die Resultate dieses Denkens an andere weitergeben. Ich habe Forschung und Lehre immer als eine Einheit angesehen, und zwar nicht nur die Seminare für Fortgeschrittene, sondern auch die Veranstaltungen für Anfänger. Wie oben gesagt: Um auf einem speziellen Feld etwas zum Fortschritt des Faches beizutragen, braucht man einen Überblick über ein größeres Gebiet – und wie souverän man diese größeren Argumentationszusammenhänge beherrscht, macht man sich am besten dadurch klar, dass man versucht, sie anderen zu erklären. Mit deren Seminararbeiten erhält man dann auch eine Rückmeldung dazu, wie gut man mit seinem Fachgebiet umgehen kann.

Meine Professur schließt die Leitung eines Programms in Wissenschaftsphilosophie und -geschichte für Studierende der Natur- und Ingenieurwissenschaften ein. Darüber bin ich sehr froh. Es ist schön, auch anderen, die nicht Philosophie studieren, etwas von der Reflexion über Grundfragen mitgeben zu können, die Philosophie auszeichnet. Überhaupt sollte es erleichtert werden, Philosophie als ein Beifach in allen Studiengängen wählen zu können. Die Bachelor-Reform bietet hier Chancen, Fakultätsgrenzen aufzubrechen. Es ist ja recht zufällig, dass das Studienfach Philosophie in den geisteswissenschaftlichen Fakultäten angesiedelt ist. Von der Sache her hat Philosophie mehr Berührungspunkte mit den Naturwissenschaften und der Mathematik als etwa mit den [41] Literaturwissenschaften. Fast alle großen Philosophen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts waren auch Naturwissenschaftler. Wenn ich noch einmal beginnen könnte, würde ich – gegeben die Interessen, die ich im Laufe meines Studiums entwickelt habe – von Anfang an Philosophie zusammen mit einer Naturwissenschaft (Physik) studieren.

Als Philosophie-Professor muss man nicht nur lehren, sondern auch organisieren können – die mit der Selbstverwaltung der Hochschule verbundene Arbeit nimmt einen beachtlichen Teil der Zeit eines Lehrstuhlinhabers in Anspruch. Auch wenn vieles im Detail erheblich zu verbessern wäre, ist nicht zu sehen, wie es ohne die Gremienarbeit gehen könnte – so dass man sich damit rechtzeitig anfreunden und sich prüfen sollte, ob man eine Hand dafür hat, sonst tut man sich und seinen Kollegen keinen Gefallen.

Die Organisationsarbeit beginnt damit, den eigenen Lehrstuhl zu gestalten. Ein wichtiges Ziel für mich ist jetzt, eine Arbeitsgruppe mit Doktoranden aufzubauen, und zwar so, dass man auch in der akademischen Philosophie etwas von dem umsetzt, was in anderen Wissenschaften und außerhalb der Universität selbstverständlich ist: Arbeit in einem Team, in dem man sich durch wechselseitigen Austausch gemeinsam voranbringt, statt dass jeder vor sich hin arbeitet. Die Studierenden, die bei mir Arbeiten schreiben, gut zu betreuen, halte ich für einen wesentlichen Teil meiner pädagogischen Aufgabe – der auch dem eigenen Denken zugute kommt. Darüber hinaus ist es mein Ziel, in den Lehrveranstaltungen den Studierenden einen Überblick über zentrale Themen der Philosophie so zu verschaffen, dass sie Argumente kennen lernen und die Fähigkeit erwerben, sich auf der Grundlage von Argumenten ein Urteil zu bilden.

Das Wichtigste für jemanden, der aus Begeisterung für die Sache Philosophie studiert, scheint mir zu sein: eine breite und zentrale Fragestellung zu entwickeln, die einen umtreibt – und dann dieser Fragestellung systematisch nachgehen, zu lernen, Argumente zu prüfen und eigene Argumente auszuarbeiten, kurz das, was ich als die Professionalisierung skizziert habe, die zur Sache der Philosophie gehört. Man sollte sich nicht von den Assoziationen irreführen lassen, die mit dem Begriff „Massenuniversität“ verbunden sind. Wer eine philosophische Begabung hat und ihr mit Eifer, Eigeninitiative und Verstand nachgeht, der fällt auf und findet eine individuelle Betreuung – und häufig auch seinen Weg in der Welt der akademischen Philosophie.

Michael Esfeld,
geboren 1966 in Berlin, verheiratet. Nach dem Abitur 1986 Studium der Philosophie und Geschichte in Freiburg (Breisgau), Lausanne und Münster. 1994 Promotion über Naturphilosophie und Subjektivität bei Thomas Hobbes. Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich sowie am Zentrum Philosophie und Wissenschaftstheorie der Universität Konstanz. Forschungsaufenthalte in Cambridge, Canberra und Pittsburgh. Habilitation im Jahre 2000 über Holismus in der Philosophie des Geistes und in der Philosophie der Physik. Anschließend Lecturer in Philosophy an der University of Hertfordshire und Heisenberg-Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Es folgten 2001 Rufe an die Universität zu Köln auf eine Professur für Erkenntnistheorie, Wissenschaftstheorie und Logik und 2002 auf den Lehrstuhl für Erkenntnistheorie und Philosophie der Wissenschaften an der Universität Lausanne.